

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	42 (1966-1967)
Heft:	4
Artikel:	Kulturkritische Notizen. Entwicklungshilfe ist kein Rechenexempel
Autor:	Stickelberger, Rudolf
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1079601

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Kulturkritische Notizen

Entwicklungshilfe ist kein Rechenexempel

Vier Jahre lang hat sich unser neuer Botschafter in der Sowjetunion, Dr. A. R. Lindt, mit der eidgenössischen Entwicklungshilfe befaßt. Bevor er nach Moskau abflog, erstattete er öffentlich Rechenschaft über Erstrebtes und Erreichtes. Als Mann von Charakter bemühte er sich nicht, Fehlschläge hinter Erfolgen zu verschleiern; von den Schwierigkeiten der neuen Art zwischenstaatlicher Politik sprach er ebenso offen wie von ihren Möglichkeiten.

Barrikaden vor der Katastrophenhilfe

Schon die Motive der Entwicklungshilfe faßte Lindt unsentimental zusammen. «Der christliche Glaube, die humanitäre Einstellung verlangen, daß wir die Entwicklungsländer nicht sich selber überlassen, sondern das Unsere dazu beitragen, um den allzu großen Unterschied ihres Lebensstandards zu dem unsrigen zu verringern.»

Mit diesen Grundsätzen allerdings bekommt man nicht viele Millionen frei, und es wäre Betrug, würde sich die Schweiz als rein christlicher und humanistischer Helfer vor der Welt aufspielen. Wir sitzen im gleichen Zug wie die andern «reichen» Nationen und sind auf Gedeih und Verderb mit ihnen verbunden. Der wachsende Unterschied zwischen «armen» und «reichen» Völkern führt zu Spannungen, zur Spaltung der Welt in zwei Lager. Entwicklungshilfe sucht zu vermeiden, daß die unterentwickelten Länder, die über gewaltige Menschenmassen und reiche Schätze an Rohstoffen verfügen, sich in Haß und Verbitterung von den entwickelten Ländern abwenden.

Auch wirtschaftliche Motive zwingen zur Entwicklungshilfe. Arme Länder sind schlechte Handelspartner. In großen Linien und auf lange Sicht bedeutet ihre Unterstützung eine lohnende Investition.

Außerdem befindet sich die Schweiz als neutrales Land in einer besonderen Lage: Jede Absonderung von internationalen Verpflichtungen wird ihr rasch als ein feiges oder profitgieriges Sich-Drücken angekreidet. Zugleich sind ihre Möglichkeiten aber beschränkt.

Welche Schwierigkeiten sich beim aktiven Mithelfen außerhalb der Landesgrenzen ergeben kön-

nen, zeigte sich nach der Überschwemmungskatastrophe vom vergangenen Spätherbst in Oberitalien. Am Helferwillen fehlte es nicht. Als die deutsche Bundeswehr die Erlaubnis erhielt, mit dreißig schweren Fahrzeugen und einem Hilfskorps die Schweiz zu durchqueren, um auf dem schnellsten Weg der in Schutt und Unrat ersticken Altstadt von Florenz beizustehen, fragten sich manche Schweizer, weshalb sich unsere Regierung damit begnügt habe, Geld und Medikamente zu schicken und den deutschen Soldaten den Durchzug zu gestatten, anstatt eigene Leute mit eigenem Material an den Arno zu senden.

Diesen Hilfseifirgen wurde entgegnet, mit der Detachierung von Truppen zu nachbarlicher Hilfe hapere es, solange wir weder zur Nato noch zur Uno gehörten. Im Falle von Florenz scheint es sogar innerhalb der Nato gehapert zu haben; denn das deutsche Hilfskorps ist gar nie zur Hilfe am Arno angetreten. Fremde Uniformen – es brauchen nicht unbedingt deutsche zu sein – wecken eben bei der einheimischen Bevölkerung rasch zwiespältige Gefühle, die dann von politischen Agitatoren leicht mißbraucht werden können.

Dennoch sollte das Theoretisieren darüber, ob schweizerisches Wesen sich je mit Blauhelm-Aktionen vertrage, nicht das Nächstliegende verdrängen: wirksame Katastrophenhilfe auch jenseits der Grenzpfähle. Zur Hilfeleistung gehört allerdings die Voraussetzung, daß sie überhaupt willkommen sei, und hier türmen sich oft höhere Hindernisse, als sich menschenfreundliche Institutionen und edle Spender vorzustellen vermögen!

Indisch-helvetische Rasse

In den vier Jahren der Ära Lindt wurden 128,5 Millionen Franken für Entwicklungshilfe ausgeschüttet. Unter den 88 bedachten Ländern stehen Indien mit 11, Rwanda mit 10 und Nepal mit 7,5 Millionen an vorderster Stelle; drei untereinander völlig verschiedene Experimente.

In den Tagen, in denen Botschafter Lindt seinen Bericht veröffentlichte, bewiesen wüste Krawalle in der indischen Hauptstadt, wie schwierig es einem riesigen «unterentwickelten» Land fallen mag, sich in den Rhythmus der modernen Welt einzufügen.

Diesem Land geht es von Jahr zu Jahr schlechter. Die Bevölkerung wächst; die Nahrungsmittel aus eigenem Boden reichen je länger je weniger, solange Ackerbau und Viehzucht gar nicht oder auf unrationelle Weise betrieben werden. Am einfachsten wäre es wohl, aus den reichen Gebieten der Erde Dosenmilch und Brotgetreide einzuführen und regelmäßig Armenspeisungen zu veranstalten, wie sie jeweilen nach Katastrophen eingerichtet werden. Aber damit wäre nur oberflächlich und für den Augenblick geholfen. Indiens fortschrittliche Kräfte – an der Spitze die energische Indira Gandhi – hoffen, das riesige Reich zur Selbsthilfe umzuerziehen, und die reichen Länder sind willens, bei diesem Programm zu helfen.

So entstand in Zusammenarbeit zwischen den Regierungen Indiens und des Gliedstaates Kerala eine landwirtschaftliche Mustersiedlung, an welche die Schweiz gegen vier Millionen Franken bezahlt hat.

Fünf Schweizer Experten sind dort tätig: Sie entwässerten zunächst den unfruchtbaren Boden, säuberten das Weideland und säten nahrhafte Futterpflanzen. Es gelang ihnen sogar, eine neue Rindviehrasse zu züchten: Aus der Kreuzung schweizerischen Braunviehs mit einheimischen Zebus. Die indisch-helvetische Herde zählt schon über 300 Hälften.

Heilige Kuh gegen Weltverbesserer

Das Stichwort «Rindvieh» in Verbindung mit dem Begriff Indien führt stracks zur «Heiligen Kuh». Die Gewalttaten in der Hauptstadt Delhi entzündeten sich an ihr. Ihr Zuliebe zogen die jungen Hindus durch die Straßen, für sie schlugen sie Schaufenster ein, zündeten Benzinstationen, Autos und Kinos an, bewarfen die Polizei mit Steinen und zerstörten Milchdepots – im Lande, in dem der schleichende Hunger regiert. Mit Gewalt möchten diese fanatisierten Inder erzwingen, daß auf dem ganzen indischen Gebiet das Schlachten von Kühen verboten wird. Falls der demagogische Terror in der Hauptstadt es zuwege brächte, daß auch in Kerala die Kühe heilig gesprochen und als unantastbar erklärt würden, dann wäre es aus mit der Schweizer Musterfarm.

Mit Tierschutz oder Tierliebe im abendländischen Sinn hat der Lärm um die heilige Kuh nichts zu tun, auch nicht mit der «Ehrfurcht vor dem Leben», wie etwa Albert Schweitzer sie lehrte. Die Kuh ist nicht

aus sentimental, vielmehr aus magischen Gründen «unberührbar». Wer eine Kuh tötet, begeht die gleiche Sünde, wie wenn er einen Weisheitslehrer ermordet. Verhungert die «heilige» Kuh jedoch, weil sie nichts zu weiden hat, so ist das ihre eigene Sache; menschliches Mitleid sucht sie nicht zu retten.

Anderseits reinigt alles, was von der Kuh kommt, den fehlbaren Hindu nach seiner Meinung: Hat er sich beispielweise mit einem Glied einer tieferen Kaste eingelassen, so mag er zur Entschuldigung Kuhmilch trinken, noch besser aber den Urin des «heiligen» Tieres. Nach der Kuh kommen in vielen Gegenden in der Reihenfolge der Verehrung Affen und Schlangen; der Hund dagegen gilt von Natur aus als «unrein». Ihn röhrt der strenggläubige Hindu nicht einmal mit dem Stecken an, um sich nicht an dem Tier zu beschmutzen, das wir als «den treuesten Freund des Menschen» schätzen.

Mit diesen Andeutungen soll keine Einführung in die außerordentlich vielschichtige Religion Indiens gegeben werden. Doch ersieht der Europäer daraus, daß es bei den Straßenkämpfen in Delhi um mehr geht als bloß um den Kuhschutz: Es stoßen zwei Welten zusammen. Von außen her dringen buchstäblich «Weltverbesserer» mit ihren fremden Methoden und Programmen in eine uralte Kultur; die Fortschrittsgläubigen nehmen sie begeistert auf und hoffen, mit der radikalen Modernisierung den Hunger zu bannen. Die Beharrlichen aber verabscheuen die friedlichen Eroberer und greifen sie am sichtbarsten Punkten an: als Kuhschlächter und Fleischfresser.

Ist es abwegig, an den Heldenkampf der Nidwaldner zu erinnern, die sich bis zum bitteren Ende gegen die Segnungen der Helvetik gewehrt haben? Zwar würde notfalls die Musterfarm in Kerala gewiß nicht mit schweizerischen Bajonetten gehalten – höchstens daß sich ein Pestalozzi bereit fände, sich dortiger Waisenkinder väterlich anzunehmen. Jedenfalls sieht man aus dem indischen Beispiel, daß sich Entwicklungshilfe nicht so einfach und flott durchführen läßt wie etwa die Modernisierung eines Fabrikbetriebes. Hätte sich die Hilfe in Indien allein mit den Schwierigkeiten des Bodens, des Klimas, des Wassermangels und der Krankheiten auseinanderzusetzen, brauchte man um den Erfolg kaum zu bangen. Die menschlichen Gegenkräfte bilden die höchste Barriere.

Experiment Teppich

Anders geartete Schwierigkeiten mußten in Nepal gemeistert werden. Aus schweizerischen Mitteln wurde vom Sommer 1963 an 3,4 Millionen zur Verfügung gestellt, um den vor den Rotchinesen geflüchteten Tibetanern zu ermöglichen, im Asylland Nepal ein lebenswertes Leben zu führen.

Schön geplant – schwer getan! Handelte es sich doch darum, einer fremdsprachigen, vollständig mittellosen Flüchtlingsgruppe, zusammengesetzt aus Nomaden, Lamas, kleinen Händlern und Handwerkern, die aus einer ganz andern Welt stammten, in einem armen, stark übervölkerten Bergland, eingeschlossen zwischen den beiden Großmächten China und Indien, eine neue Heimat zu schaffen.

Dauerlösungen wurden durch die Flüchtlinge selber erschwert. Manche von ihnen hatten sich eine Zeitlang auf den Hochweiden des Himalaya ernähren können. Dann aber kam der Tag, an dem sie das letzte Stück ihrer struppigen Herde verzehrt hatten. Jetzt trieb sie der Hunger in die Niederungen; sie verlangten sofort Hilfe.

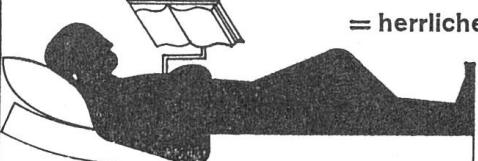
Die Regierung des Hochlandes Nepal zeigte sich mißtrauisch gegen großzügige Hilfsangebote mächtiger Staaten. Der neutralen Schweiz aber brachte sie Vertrauen entgegen; unser kleines Land verband sicher keine kommerziellen Eroberungsabsichten mit seinem Beistand für die aus der Heimat vertriebenen Tibetaner!

Nach etlichen Mißerfolgen gelang die Ansiedlung von 250 Nomaden in einem Tal auf 3000 Metern Höhe. Nur vier Monate sind dort frostfrei. Die Siedler bauen in der kurzen Sommerzeit Kartoffeln und Getreide an, treiben ihre Yaks auf die Hochweiden und fristen ihr Leben als Händler und Säumer.

Für 1600 Tibeter, die sich bereits an den Rändern der Städte herumtrieben, mußte eine Beschäftigung im besiedelten Gebiet gefunden werden. Man kam auf den Ausweg, der für Flüchtlinge aus Hirtenländern meist gefunden wird – wenn auch nicht immer mit Erfolg: Man ließ sie Teppiche weben.

Auch das klingt nett: Einführung der Heimarbeit unter den Entwurzelten; der gütige Spender daheim hört im menschenfreundlichen Geist die Tibeter am Webstuhl Heimwehlieder singen und sieht sie sich nach getaner Arbeit am Volkstanz ergötzen. Die Wirklichkeit präsentierte sich auch hier weniger ro-

Freihändig lesen mit dem Leseständer Siesta



= herrliche Entspannung

Prospekt Nr. 4 durch Edwin Stücheli Rohr-Aarau



Gehören Sie auch zu jenen, die das Maßhalten beim Rauchen vergessen? Dann ist aus dem Genuss nur noch eine Gewohnheit, oft nervöser Art, geworden.

Mit dem ärztlich empfohlenen

NICOSOLVENTS

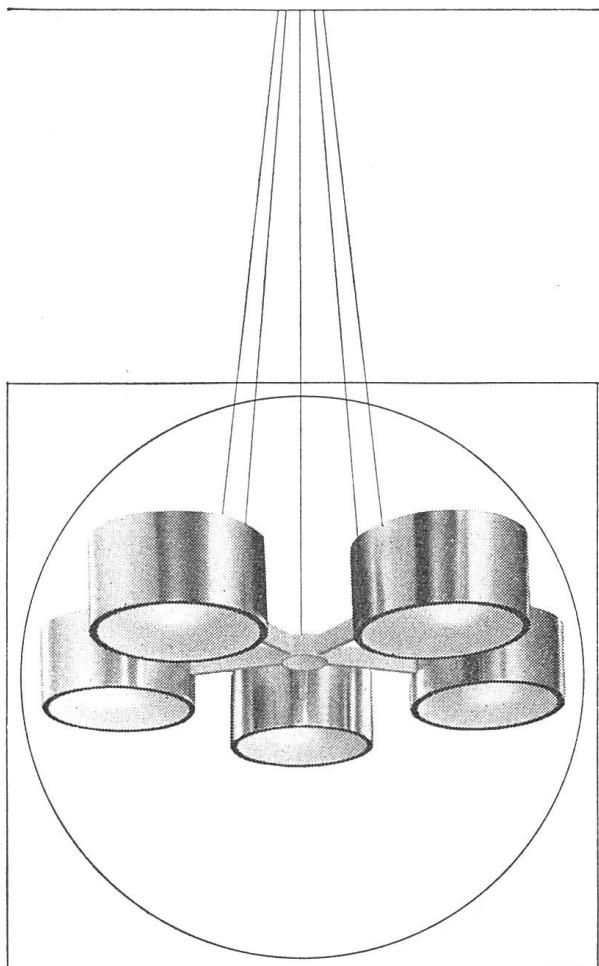
werden Sie in 3 Tagen Nichtraucher oder Sie können mit Leichtigkeit das Rauchen auf ein vernünftiges Maß zurückführen. Kurpackung Fr. 19.– in den Apotheken. Aufklärung durch die Medicalia, 6851 Casima/Tessin.

PAUL HÄBERLIN:

Zwischen Philosophie und Medizin

Zusammengestellt von Dr. P. Kamm. 192 Seiten. Kart. Fr. 13.70, geb. Ln. Fr. 19.30. Schriftenreihe der Paul Häberlin-Gesellschaft Bd. I – Was hier in sieben Aufsätzen und einem nachgelassenen Fragment des großen Schweizer Philosophen über den Charakter und Vererbung, Gehirn und Seele, Traum und Suggestion gesagt ist, wird in seiner Bedeutung für Medizin und Psychiatrie noch lange nicht ausgeschöpft sein.

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG ZÜRICH



Jeder Wohn- und Arbeitsraum braucht Licht, er verlangt gutes zweckbestimmtes, blendungsfreies Licht und je nach Gestaltung braucht er stimmungsvolles oder gar festliches Licht —

All diese Anforderungen müssen bei der Wahl der Leuchten in Erwägung gezogen werden. Unser Fabrikationsprogramm umschliesst alles von der einfachen Zweckleuchte bis zum reichen Kronleuchter. Verlangen Sie im Fachhandel ausdrücklich Produkte der BAG Turgi.

BAG TURGI

BAG Bronzewarenfabrik AG 5300 Turgi
Telefon 056/31111

Ausstellungs- und Verkaufsräume:
8023 Zürich, Konradstrasse 58
Telefon 051/445844
8023 Zürich, Pelikanstrasse 5
Telefon 051/257343

mantisch: Manche verließen, nachdem sie mühsam im Handwerk ausgebildet, ohne Grund und Gruß ihren Stuhl und lenkten ihre Schritte nach Süden. Andere streikten von Zeit zu Zeit, weil sie fanden, ihre Wohltäter aus der fernen Schweiz nützten ihre Arbeitskraft elendiglich aus und betrieben auf Kosten der Ärmsten einträgliche Geschäfte.

Die Dauerkrise wurde durch eine im Grund selbstverständliche Maßnahme gelöst: Die ganze, von Schweizer Experten aufgebaute Teppichindustrie ging in die Hände der Tibeter selbst über. Deren Direktoren erwiesen sich als unternehmungsfreudig und geschäftstüchtig; ihre Autorität setzte sich durch. Ihre Leute wanderten ihnen nicht mehr davon; die Arbeitsleistung stieg. Es wurden Steinhäuser gebaut, und die Teppichweber aus Tibet verdienten heute im Durchschnitt mehr als die Einheimischen. Hier also erreichte die Entwicklungshilfe ihr Ziel: Die ersten Helfer sind überflüssig geworden; der angekurbelte Motor läuft ohne fremde Hilfe auf vollen Touren.

Bitterer Kaffee

Das dritte eidgenössische Groß-Experiment soll sich im afrikanischen Staate Rwanda bewähren: eine tief in die Schulden geratene landwirtschaftliche Genossenschaft wurde im März 1964 von schweizerischen Experten wieder in Schwung gebracht. A fonds perdu wurden 1,4 Millionen Franken in das lahme Unternehmen gesteckt; dazu kamen Darlehen von 4 Millionen.

Ob die von Schweizern geleitete und mit Schweizer Geld über Wasser gehaltene, dem Kaffee gewidmete Genossenschaft später ebenfalls wie die tibetanische Teppichindustrie mit eigenen Kräften wird bestehen können, ist von hier aus schwierig zu beurteilen. Nach ermutigenden Anfängen gab es weniger gute Nachrichten: Eine Abwertung des Rwanda-Frankens lähmte die Kaufkraft der Bevölkerung; es mußte neues Geld aus der Schweiz zugeschossen werden. Außerdem wurde ein betrügerischer Ring höherer einheimischer Angestellter entdeckt; alle dreizehn mußten ihren Gerichten übergeben und natürlich entlassen werden.

Aber Entwicklungshilfe ohne Risiko verdiente den Namen Hilfe nicht; man könnte dann lediglich vom Entwicklungsgeschäft sprechen.